

Sepp LINHART und Susanne WEIGELIN-SCHWIEDRZIK (Hrsg.): *Ostasien 1600–1900: Geschichte und Gesellschaft*. Wien: Promedia 2004, 272 Seiten. ISBN 3-85371-228-2. € 24,90.

Der vorliegende Sammelband schließt an Sepp Linharts und Erich Pilzs *Ostasien: Geschichte und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert* an, der 1999 ebenfalls in der „Edition Weltregionen“ des Promedia Verlags erschienen ist. Als solcher dürfte er die erste Veröffentlichung in deutscher Sprache sein, die einen so langen Zeitraum der Geschichte und Gesellschaft Ostasiens, verstanden als China, Japan und Korea, abzudecken versucht. In zehn Kapiteln wird sowohl der historische Wandel als auch die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den drei Ländern beschrieben. Mithin ein Unternehmen, das akademische Grenzen zu überwinden sucht, die zeitweilig – zumindest im deutschsprachigen Raum – im Zuge von Fächerexpansion und zunehmender Spezialisierung mit einiger Entschiedenheit gezogen worden sind. Damit bringt der Band wohl auch eine der Gründungsintentionen des Wiener Instituts für Ostasienwissenschaften zum Ausdruck, in dem nun die früheren Institute für Sinologie, für Japanologie und Koreanologie aufgegangen sind. Gleichzeitig aber liegt er auch im jüngsten postkolonialen Trend, der das Studium einer Region über das einzelner Länder stellt und den Interaktionen und Interdependenzen einzelner Länder untereinander zumindest ebensoviel Bedeutung beimißt, wie „internen“ Entwicklungen.

Die eigentlich grundlegende Frage nach der Entstehung einer europäischen Vorstellung von „Ostasien“ als einer kulturellen Einheit reißt die Sinologin Susanne Weigelinschwiedrzik in ihrer Einleitung zwar kurz an, die Problematik hätte jedoch mehr Raum verdient, zumal es sich nicht nur um eine wissenschaftshistorische sondern auch um eine immens politische Frage handelt, die in den darauf folgenden Beiträgen auf sehr unterschiedliche Weisen gelöst wird. Erich Pilz, Rainer Dormels und Sepp Linhart (Kapitel 1) bieten einen weitgefaßten Überblick zu Ostasien von 1600 bis 1900, in dem allerdings eine gewisse Unausgewogenheit, die auch die restlichen Kapitel belastet, schon angedeutet ist: Beschäftigen sich die einen beinahe ausschließlich nur mit einem der drei Länder und erwähnen Entwicklungen in den beiden anderen nur am Rande, sind andere wiederum um eine eher vergleichende Darstellung bemüht. So rollt etwa Weigelinschwiedrzik (Kapitel 3) die Geschichte Chinas als Konflikt zwischen Zentrum und Peripherie auf, Margareta Griessler (Kapitel 4) beschränkt sich in ihrem Beitrag auf die Außenbeziehungen Chinas und Angela Schottenhammer (Kapitel 6) beschäftigt sich mit der Entwicklung der Landwirtschaft in Ostasien mit einem deutlichen Schwerpunkt auf China, indem sie die geographische Verteilung des Anbaus von landwirtschaftlichen Produkten wie Reis, Weizen und Gerste, Hirse, Soghum, Mais, Zuckerrohr, Teepflanzen, Baumwolle und dem Maulbeerbaum schildert. Ralph Kauz (Kapitel 10) beschreibt Chinas Muslime und die muslimischen Zentren während der Qing-Dynastie und Erich Pilz (Kapitel 11) fragt, warum China nicht zur selben Zeit wie Nordeuropa modernes Wirtschaftswachstum gelungen ist, in dem er die einschlägigen aktuellen wissenschaftlichen Debatten analysiert.

Einige der Beiträge weisen auf das enorme Potential für das Verständnis der Region und ihrer internen Dynamik hin, das an sich in einem Projekt wie dem vorliegenden steckt. Susanne Formanek (Kap. 7) beispielsweise gelingt eine überaus spannende Darstellung zum Thema „Familie und Bevölkerungsentwicklung in Japan und China 1600–1900“. Sie fragt, wie man es sich zu erklären hat, daß mit Beginn des 18. Jahrhunderts,

das durch politische Stabilität geprägt war, das Bevölkerungswachstum Chinas weiter anhielt, während die Bevölkerung Japans zu stagnieren begann. Abgesehen von der Schwierigkeit, Geburten- und Sterblichkeitsraten während des Untersuchungszeitraums korrekt zu erfassen, zeigt sie, daß vor allem unterschiedliche Heirats- und Fertilitätsmuster, die unterschiedliche Bedeutung der Familie in China und Japan und die beachtlich langen Arbeitszeiten der japanischen Frauen für diesen Unterschied verantwortlich waren. Zudem waren Frauen im Edo-zeitlichen Japan einen wesentlich kürzeren Teil ihres reproduktionsfähigen Alters verheiratet, stillten aber wesentlich länger, eine Praxis, die bekanntlich eine neuerliche Schwangerschaft erheblich hinauszögern kann. Zudem waren in der Edo-Zeit Produktion und Konsum wichtiger geworden als Reproduktion.

Dem Konsum widmet sich denn auch Sepp Linhart (Kapitel 8) in einem Kapitel zu „Verstädterung und Populärkultur“. Angesichts der Tatsache, daß Peking und Edo vom Ende des 16. Jahrhunderts bis ins 18. Jahrhundert hinein die größten Städte der Welt waren, ein wichtiges Thema, das bislang selten Eingang in einführende Reader fand. Linhart konzentriert sich leider beinahe ganz auf Japan, wo nach verbreiteter Ansicht die Bewohner von Kyôto drohten, an ihrer Vorliebe für aufwendige Kleidung zugrunde zu gehen, die Ôsakas an ihrer Freßsucht und die Edos an der Trunksucht. Allen drei Lastern wurde mitunter in den Freudenvierteln oder den Theatern gefrönt. Die Obrigkeit sah in ihnen „Orte des Bösen“, und zwar weniger aus moralischen Gründen als vielmehr deshalb, weil beiden Orten die Fähigkeit zugeschrieben wurde, ihre Konsumenten in eine Welt der Illusionen zu entführen und auf diese Weise die gesellschaftliche Ordnung in Frage zu stellen.

Diese gesellschaftliche Ordnung steht im Mittelpunkt von Klaus Vollmers (Kapitel 5) ideengeschichtlichem Beitrag, der mit einer Darstellung der vier Stände – Schwertadel, Landwirte, Handwerker und Händler – beginnt und sich in einem überaus faszinierendem Teil jenen sozialen Gruppen zuwendet, die außerhalb dieser standen: Die in eigenen Dörfern und Stadtvierteln segregierte erbliche Pariagruppe etwa, mit ihrer vorwiegend in der Leder- und Tierverarbeitung beschäftigten Bevölkerung. Daneben stellte die verarmte Unterschicht die größte Gruppe der nichterblichen Pariagruppe (*hinin*). Ein anderer Teil des „niedereren Volkes“ bestand aus Schau- und Unterhaltungskünstlern wie Straßenkünstler, Gaukler, Geschichtenerzähler, Tänzerinnen, volkstümliche Wanderprediger und Wahrsager. Die Behörden setzten die Tätigkeiten dieser Berufsgruppen oft mit Bettelei gleich und plazierte sie deshalb in der sozialen Hierarchie auch in die unmittelbare Nähe der sogenannten „Nicht-Menschen“ (*hinin*).

Vollmer versteht es vorbildlich, die japanische Situation mit China und Korea in Beziehung zu setzen. So stellt er einerseits fest, daß die neuzeitlichen Gesellschaften Chinas, Japans und Koreas Statusunterschiede durchwegs in äußerlichen, materiellen Kriterien ausdrückten, die wiederum bis ins kleinste Detail von der Obrigkeit gesetzlich festgelegt wurden. Allerdings fanden sich in den diskriminierten Unterschichten strukturell auch markante Differenzen zwischen den drei Ländern. Soziale Mobilität war beispielsweise in China viel eher möglich als in Japan oder Korea.

In anderen gesellschaftlichen Bereichen klafften Ideal und Realität weit auseinander. Hans van Ess (Kapitel 9) seziert die „Realität des Konfuzianismus“ vor dem Hintergrund seines Idealbildes. War der Konfuzianismus prinzipiell dem Diesseits zugewandt und darauf ausgerichtet, das Gemeinwohl über das des Individuums zu stellen, so sah die gelebte Praxis doch um einiges ambivalenter aus: Beispielsweise war es in China eine Option, für den Staat zu sterben, die vielfach bei Dynastiewechseln gewählt wurde. Wer aber nicht bereit war, aus Loyalität sein Leben zu opfern, konnte sich ebenfalls auf

den Konfuzianismus berufen. Denn den von den Eltern empfangenen Leib verstümmeln zu lassen oder sein Leben für eine Sache zu riskieren, die nicht wirklich die eigene war, das war gleichbedeutend mit dem Verstoß gegen die Tugend der Kindesliebe. Da der Konfuzianismus militärische Tugenden an sich nicht sehr hoch schätzt, stand er in Japan im krassen Gegensatz zu den Idealen der Samurai. Wie es den japanischen Konfuzianern dennoch gelang, ein neues Samurai-Ethos zu formulieren, ist in van Ess' Beitrag ebenfalls nachzulesen.

Im abschließenden Kapitel 12 stellt Wolfgang Schwentker die Frage, wie es wohl zu erklären sei, daß die Gesellschaften Chinas und Japans bis zum Ende des 18. Jahrhunderts einen weitgehend ähnlichen Entwicklungsstand aufwiesen, im 19. Jahrhundert dann aber so verschiedenartige Wege gingen und sich sowohl ihre Fremdwahrnehmung als auch ihre Selbsteinschätzung in bemerkenswertem Ausmaß wandelte. Dies ist auch insofern keine triviale Frage, als Sinologen den japanischen Modernisierungserfolg häufig mit der Abwendung Japans vom Konfuzianismus erklären, Japanologen dagegen ihn gerade dem Festhalten an Kernelementen der konfuzianischen Soziallehre zuschreiben. Im großen und ganzen, so Schwentker, läge die Antwort in den unterschiedlichen politischen Systembedingungen und dem sozioökonomischen Wandel. Insbesondere die Krisen um 1800, die durch die Unzufriedenheit der Eliten und die Auszehrung der staatlichen Finanzen bedingt waren, sowie der zunehmende Druck des Westens seien für China schwerwiegende entwicklungshemmende Faktoren gewesen.

*Ostasien 1600–1900: Geschichte und Gesellschaft* enthält mehrere verschiedene Arten von Herangehensweisen an sozialhistorische Probleme. Mit Ausnahme des von Richard Trapp, Rainer Dormel und Susanne Formanek gemeinsam verfaßten Beitrags zum Spannungsverhältnis zwischen den verschiedenen Sprachen der Region einerseits und den Gemeinsamkeiten der Schrift andererseits (Kapitel 2), finden sich allerdings keine weiteren eigenständigen Artikel, die einen dezidiert komparatistischen bzw. kontrastiven Ansatz verfolgen. So begrüßenswert der hier gepflegte Methodenpluralismus auch sein mag, hätte ich mir als Leserin doch eine in dieser Hinsicht etwas größere Kohärenz und stringenter Intervention der Herausgeber gewünscht. Als Lesebuch für ein an Ostasien interessiertes breites Publikum sowie als anregende Begleitlektüre für einführende universitäre Lehrveranstaltungen, die sich an angehende Ostasienexperten richten, ist der Band jedoch bestens geeignet.

Sabine Frühstück, Santa Barbara/Cal.